

M. Fontius, H. Holzhey (Hg.)

**Schweizer im Berlin
des 18. Jahrhunderts**



Aufklärung und Europa

Beiträge zum
18. Jahrhundert

Herausgegeben im Auftrag
des Forschungszentrums
Europäische Aufklärung, Potsdam
von Martin Fontius

Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts

Herausgegeben von
Martin Fontius und Helmut Holzhey



Akademie Verlag

Gedruckt mit Unterstützung des Ministeriums
für Wissenschaft, Forschung und Kultur
des Landes Brandenburg

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts :

internationale Fachtagung, 25. bis 28. Mai 1994/

hrsg. von Martin Fontius und Helmut Holzhey.–

Berlin : Akad.Verl., 1996

(Aufklärung und Europa : Beiträge zum 18. Jahrhundert)

ISBN 3-05-002906-4

NE: Fontius, Martin [Hrsg.]

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 1996

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der VCH-Verlagsgruppe

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein

anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von

Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

All rights reserved (including those of translation into others languages).

No part of this book may be reproduced in any form – by photoprinting, microfilm,

or any other means – nor transmitted or translated into a machine language

without written permission from the publisher.

Einbandgestaltung: Jochen Baltzer

Gesamtherstellung: GAM Media GmbH, Berlin

Printed in the Federal Republic of Germany

Inhalt

Vorwort.....	7
Politische und kulturelle Beziehungen.....	13
Ulrich Im Hof: Friedrich II. und die Schweiz	15
Philippe Henry: Les Relations Politiques entre Neuchâtel et Berlin au XVIIIe Siècle.....	33
André Bandelier: De Berlin à Neuchâtel: la genèse du Droit des gens d'Emer de Vattel	45
Simone Zurbuchen: Berliner „Exil“ und Schweizer „Heimat“: Johann Georg Zimmermanns Reflexionen über die Rolle des Schweizer Gelehrten	57
Ursula Caflisch-Schnetzler: „Fortgerissen durch sich ...“: Johann Caspar Lavater und Johann Heinrich Füssli im Exil.....	69
Clorinda Donato: Jean Henri Samuel Formey's Contribution to the Encyclopédie d'Yverdon.....	87
Persönlichkeiten im Umkreis Friedrichs.....	99
Johannes Kunisch: Henri de Catt, Vorleser und Gesprächspartner Friedrichs des Großen - Versuch einer Typologie.....	101
Rolf Geißler: Antoine Achard (1696-1772), ein Prediger und Philosoph in Berlin.....	125
Martin Dinges: Medizinische Aufklärung bei Johann Georg Zimmermann Zum Verhältnis von Macht und Wissen bei einem Arzt der Aufklärung.....	137
Helmut Schnitter: Rupert Scipio Freiherr von Lentulus - General in Friedrichs Diensten	151
Sibylle Badstübner-Gröger: Schweizer Künstler in Berlin und Potsdam in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts	159
Philosophische Debatten.....	199
Helmut Holzhey: Die Berliner Popularphilosophie Mendelssohn und Sulzer über die Unsterblichkeit der Seele	201
Jens Häsel: Johann Bernhard Merian - ein Schweizer Philosoph an der Berliner Akademie	217

Bernard Baertschi: La conception de la conscience développée par Mériam	231
Ursula Pia Jauch: La Mettrie, die „Suißes“ und die Toleranz Oder: Aufklärung mit angezogenen Bremsen.....	249
John Christian Laursen: Swiss Anti-skeptics in Berlin.....	261
Die Akademie und ihr Umfeld	283
Martin Fontius: Der Akademiesekretär und die Schweizer	285
Cornelia Buschmann: Schweizer in den Diskussionen über die Preisaufgaben der Berliner Akademie im 18. Jahrhundert	305
Hans Erich Bödeker: Konzept und Klassifikation der Wissenschaften bei Johann Georg Sulzer (1720 - 1779).....	325
Anselm Gerhard: „Man hat noch kein System von der Theorie der Musik“. Die Bedeutung von Johann George Sulzers „Allgemeiner Theorie der Schönen Künste“ für die Musikästhetik des ausgehenden 18. Jahrhunderts	341
Fritz Nagel: Die Mathematiker Bernoulli und Berlin	355
Rüdiger Thiele: Euler und Maupertuis vor dem Horizont des teleologischen Denkens Über die Begründung des Prinzips der kleinsten Aktion	373
Personenverzeichnis	391
Autoren und Herausgeber	403

Vorwort

„J'aime mieux être un Académicien à Berlin qu'un Monseigneur à Basle.“ In diesen Worten J. B. Merians wird eine Grundbefindlichkeit der Schweizer Gelehrten des 18. Jahrhunderts angesprochen. Die Akademie winkt mit Anerkennung und geistiger Freiheit, das Leben der Gelehrten gerät jedoch in die Spannung zwischen Exil und Heimat. Damit ist einer der Schwerpunkte des vorliegenden Bandes angesprochen: die Darstellung der vielfältigen wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen, in denen die schweizerischen „Emigranten“ am Hof Friedrichs des Großen und in der Berliner Akademie stehen. Mit den biographischen Studien verbinden sich Analysen der philosophischen und wissenschaftlichen Debatten, zu denen die in Berlin seßhaft gewordenen Schweizer wichtige Beiträge geliefert haben.

Um Leserinnen und Lesern vorweg einen thematischen Überblick zu geben, drucken wir im folgenden einen Artikel von Albert M. Debrunner ab, der im Magazin der „Basler Zeitung“ am 23. Juli 1994 erschien. Er wurde als Bericht über die internationale Fachtagung „Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts“ geschrieben, deren Akten hier publiziert werden. Sie fand in Berlin vom 25. bis 28. Mai 1994 als erste gemeinsame Konferenz der Deutschen und der Schweizerischen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts statt. Veranstalter war der „Forschungsschwerpunkt Europäische Aufklärung“ (Berlin/Potsdam). Der vorliegende Sammelband vereinigt in einer von den Herausgebern neu festgelegten Abfolge die für den Druck überarbeiteten Referate der Tagung sowie zwei zusätzlich eingereichte Artikel (von C. Donato und U. Caflisch-Schnetzler).

Die Durchführung des Berliner Symposiums wurde durch großzügige finanzielle Unterstützung seitens der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften und des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft ermöglicht. Wir danken hierfür ebenso wie für die begleitende Förderung seitens der Brandenburgischen Landesregierung, die Unterstützung durch die Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH und die freundliche Ermutigung, mit der der Schweizerische Gesandte in Berlin, Herr Dr. P. Widmer, unsere Tagung und das Zustandekommen dieses Bandes begleitet hat. Unser Dank gilt dem Akademie Verlag für die Bereitschaft, den Tagungsband in sein Programm aufzunehmen, und den Mitarbeiterinnen des Forschungsschwerpunktes

Europäische Aufklärung, insbesondere Frau Irene Kaiser für die Druckvorbereitung.

Potsdam und Zürich im November 1995

Martin Fontius und Helmut Holzhey.

...da wirst du dir dein Glück bauen

Die Beziehungen zwischen Preußen und der Schweiz im achtzehnten Jahrhundert waren ausgesprochen gut. Ein Teil des Königreichs lag gewissermaßen vor der Haustür, denn Neuchâtel war damals preußisch. Neuchâtel stellte unter Friedrichs II. Untertanengebieten insofern einen Sonderfall dar, als es französischsprachig war und blieb. Eine „Germanisierung“ wäre auch nicht im Sinne des frankophilen Königs gewesen, dem der Ausspruch „J'aime les Suisses“ zugeschrieben wird. Ob Friedrich II. die Schweizer wirklich geliebt hat, ist zweifelhaft. Geschätzt hat er sie. Den Philosophen von Sanssouci interessierten vor allem schweizerische Gelehrte. Der oberste Kriegsherr Preußens nahm aber auch gerne Schweizer Offiziere und Soldaten in seinen Dienst. Bei der Ausstattung seiner Schlösser wiederum wirkten Kunsthandwerker aus der Schweiz mit.

Les Suisses

Da Neuchâtel preußisch war, könnte man annehmen, daß von dort viele Schweizer nach Berlin kamen. Die Stadt war jedoch allzu klein, als daß mehr als eine Handvoll ihrer Bürger überhaupt die Mittel hatte, die Heimat zu verlassen, und nur wenige verfügten über Fähigkeiten, die es ihnen erlaubten, sich anderswo eine Existenz aufzubauen. Wohl der bekannteste Neuenburger, der zumindest vorübergehend in Berlin weilte, ist der Jurist Emer de Vattel. Dessen „*Traité du droit des gens*“, ein Klassiker des Völkerrechts, erschien 1757 in seiner Vaterstadt und machte den Autor über Nacht berühmt. Die Entstehung dieses Werks wurde durch die Begegnung Vattels mit dem Akademiesekretär Samuel Formey in Berlin beeinflusst, die im Zeichen der Verbreitung der Ideen des deutschen Philosophen Christian Wolff stand. In Berlin gab es viele Anhänger Wolffs. Selbst der König begeisterte sich in seiner Jugend für dessen Gedanken. Emer de Vattel trug das Seine dazu bei, daß der Wolffianismus in der Westschweiz großen Einfluß gewann, während er für Frankreich kaum Bedeutung hatte. Vattels kurzer Aufenthalt in Berlin von 1742 bis 1743 hatte den Effekt, ihn in seinem Denken voranzutreiben und zu bestärken, und wirkte dadurch zurück auf das Geistesleben der Romandie.

Der Genfer Theologe Antoine Achard verbrachte fast sein ganzes Leben in Berlin, wo er 1723 Pfarrer wurde. Wohl auch von Wolff beeinflusst, suchte er Vernunft und Religion in

Übereinstimmung zu bringen. Dieses Trachten ist typisch für die Schweizer Aufklärung, weshalb man Achard als einen ihrer theologischen Vertreter in Deutschland bezeichnen kann. Antoine Achard galt in Berlin als kluger Kopf. Er regte Friedrich II. zur Beschäftigung mit bestimmten philosophischen Fragen an und wurde von Voltaire um theologischen Rat angegangen. Trotz seines von den Zeitgenossen unbestrittenen Rangs als Gottesgelehrter wurden aber außer zwei Bänden mit Predigten keine Werke Achards veröffentlicht, solange er lebte.

Zuweilen erlangen posthum erschienene Schriften größere Berühmtheit als alles, was deren Autor zu Lebzeiten publizierte. Ein solches Werk sind die Memoiren des Waadtländers Henri de Catt, welche erst Ende des letzten Jahrhunderts gedruckt wurden. Henri de Catt war der Privatsekretär Friedrich II. und wie Achard Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nachdem er ihn in Holland kennengelernt hatte, lud Friedrich II. de Catt nach Preußen ein. Dort machte der Schweizer Karriere als Gesellschafter, Vorleser und schließlich Sekretär des Königs. Über Jahre hinweg führte er ein Tagebuch, worin er die Äußerungen Friedrichs II. so wortgetreu wie möglich festzuhalten versuchte. Auf der Grundlage dieses Tagebuchs verfaßte er seine „Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen“. Die Karriere de Catts fand jedoch ein jähes Ende, als er verdächtigt wurde, für Gefälligkeiten Geld angenommen zu haben.

Außer Emer de Vattel, Achard und de Catt zog es noch viele andere Westschweizer nach Berlin, z. B. den Jurassier N. de Béguelin, der sich als Mathematiker und Philosoph betätigte, oder den Genfer Gelehrten P. Prévost. Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Dennoch ist die Zahl der Romands unter den Schweizern im Berlin des 18. Jahrhunderts gering, vergleicht man sie mit der der Deutschschweizer. Bedenkt man, daß Berlin zwar eine deutsche Stadt war, aber daß die Gebildeten damals untereinander fast ausschließlich französisch sprachen, so hätte es zumindest sein können, daß das Verhältnis zugunsten der Westschweizer ausgefallen wäre. Immerhin sprach selbst der König weitaus besser Französisch als Deutsch.

Lieber Berlin als Basel

Der Basler Philosoph Johann Bernhard Merian war sich der Bedeutung der französischen Sprache im Umfeld Friedrichs des Großen sehr wohl bewußt. Sicherlich nicht zufällig schlug er daher der Akademie die Preisfrage vor, weshalb die französische Sprache in Europa die dominierende sei und ob diese Dominanz von Dauer sein könne. Er selbst bediente sich ausschließlich dieser Sprache für seine philosophischen Schriften und französisierte sogar seinen Namen zu Jean Bernard Mérian. Merian hatte ein gespaltenes Verhältnis zu seiner Heimatstadt, wo er sich vergeblich um eine Professur bemüht hatte. Nachdem er Direktor der philologischen Klasse der Berliner Akademie geworden war, bot sich ihm plötzlich die Gelegenheit zur Rückkehr nach Basel, die er aber mit der Bemerkung ausschlug, er sei lieber „Académicien à Berlin que monseigneur à Bâle“.

Merian wurde dem Präsidenten der Akademie, Maupertuis, durch den Basler Johannes II. Bernoulli als Mitglied der philosophischen Klasse empfohlen. Johannes II. Bernoulli war der Vater von Johannes III., welcher der Sternwarte in Berlin vorstand. Johannes III. Bernoulli verkehrte im Berliner Kreis um Leonhard Euler. Von allen Schweizer Persönlichkeiten, die hier erwähnt werden, ist Euler zweifellos der berühmteste. Der aus Riehen stammende Leonhard Euler wurde 1741 von Friedrich dem Großen an die Akademie berufen, deren mathematische Klasse er später leitete. Einen 1748 erfolgten Ruf nach Basel nahm er nicht an. Wie Merian zog Euler es vor, in Berlin zu bleiben. Erst 1766 ging er nach St. Petersburg. Während der Berliner

Jahre entstanden wichtige Arbeiten Eulers zur Mathematik und Physik, aber auch die „Lettres à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de physique et de philosophie“. Eulers Bedeutung für die deutsche Philosophie sollte nicht unterschätzt werden. Seine Preisaufgaben für die Akademie stießen auf großes Interesse. Zudem wurde der junge Kant durch Eulers naturwissenschaftliche Schriften stark beeinflusst.

Es ist auffällig, daß es vor allem schweizerische Naturwissenschaftler und Philosophen waren, die in Berlin Fuß fassen konnten. Die Literaten hatten da weniger Glück. Dabei ist die Literatur durchaus ein wesentlicher Faktor in der Berliner Aufklärung gewesen. Die Akademie war jedoch französisch ausgerichtet und bot deutschsprachigen Autoren nur beschränkt Möglichkeiten zur Entfaltung. Das deutschsprachige literarische Leben spielte sich daher gewissermaßen in der freien Szene ab, deren Mittelpunkt die Freunde Lessing, Nicolai und Mendelssohn waren. Zwischen dieser Szene und der Akademie stand Johann Georg Sulzer aus Winterthur. Sulzer war mit den meisten Berliner Dichtern seiner Zeit bekannt und teilweise sogar eng befreundet. Auch er hatte die Schweiz verlassen, da es ihm dort nie möglich gewesen wäre, als Intellektueller Karriere zu machen. Für Schweizer Wissenschaftler, Philosophen, Literaten und Künstler war das freiwillige Exil oft der einzige Ausweg. Sulzer erhielt in Berlin eine Stelle als Lehrer der Geometrie am Joachimsthaler Gymnasium. Durch seine philosophischen Schriften machte er sich einen Namen, weshalb er bald Mitglied der Akademie wurde, wo er sich eifrig betätigte. Im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen schrieb er nicht nur französische, sondern auch deutsche Bücher. Sein persönliches Anliegen war die Verbreitung philosophischen Wissens in breiten Kreisen. Er war zwar kein sonderlich origineller Denker, doch er verstand es, die Gedanken seiner Zeit zu sammeln und weiterzugeben. Zu diesem Zweck verfaßte er unter anderem sein Hauptwerk, die „Allgemeine Theorie der schönen Künste“. Sulzers größtes Verdienst besteht indes darin, daß er es verstand, bedeutende Männer aus der Schweiz nach Berlin zu holen und ihnen dort eine Existenz zu ermöglichen.

So verschaffte er dem St. Galler Jakob Wegelin eine Stelle an der Ritterakademie, und der Züricher Christoph Heinrich Müller fand dank ihm Arbeit am Joachimsthaler Gymnasium.

Müller, der spätere Herausgeber der ersten Gesamtausgabe des Nibelungenliedes, mußte aus politischen Gründen Zürich verlassen. Ebenso erging es Johann Heinrich Füssli, der als Maler weltberühmt wurde, und dessen Freund Johann Caspar Lavater. Deren Exil dauerte jedoch kaum ein Jahr. Durch Vermittlung Sulzers konnten sie beim Theologen Spalding in Barth (Ostsee) unterkommen. Unterwegs hielten sie sich auch in Berlin auf. Unter den vielen Persönlichkeiten, die Lavater in dieser Stadt besuchte, war auch Moses Mendelssohn. Mehrmals traf er sich mit dem jüdischen Philosophen zum Gespräch.

Sulzer schlug Mendelssohn zweimal als neues Mitglied der Akademie vor, doch scheiterte er am Einspruch des Königs. Friedrich II. lud Mendelssohn zwar für einen Tag nach Potsdam ein, aber er wollte und konnte ihn vermutlich auch nicht in die Akademie aufnehmen lassen. Der Antisemitismus war gerade unter den Theologen verbreitet, und Friedrich II. konnte es sich nicht leisten, durch die offizielle Anerkennung eines jüdischen Philosophen die Kirche gegen sich aufzubringen, zumal sein eigener Deismus genug Konfliktstoff in sich barg. Auf die Unterstützung jüdischer Geschäftsleute war er hingegen angewiesen. Ohne deren Hilfe hätte er seine Kriege nie führen können. Es gab auch Bestrebungen, Juden den Zugang zum Militärdienst zu eröffnen. Dies hätte deren bürgerlichen Status im Militärstaat Preußen allerdings enorm aufgewertet. Vielleicht zog man es auch deswegen vor, lieber Ausländer in die Armee aufzunehmen als preußische Juden.

Deserteure und Dekorateure

Unter Friedrichs II. Offizieren und Soldaten gab es selbstverständlich auch Schweizer. Einer, Rupert Scipio von Lentulus, diente dem König fast vier Jahrzehnte und stieg bis zum Rang eines General-Leutnants auf. Später wurde er Gouverneur von Neuchâtel. Sein Lebensende verbrachte er in seiner Heimatstadt Bern, wo er versuchte, die Miliz zu reformieren. Während Lentulus freiwillig in die preußische Armee eintrat, wurde ein anderer berühmter Schweizer dazu gezwungen. Ulrich Bräker war kurze Zeit Soldat des Königs, litt jedoch unbeschreiblich und desertierte vernünftigerweise in der Schlacht bei Lowositz. Dabei hatte er, als er ohne zu wissen, was ihm bevorstand, nach Berlin kam, noch gedacht: „Da bringt man dich dein Lebtage nicht mehr weg, da wirst du dir dein Glück bauen.“

Besser als dem Kleinbauernsohn aus dem Toggenburg ging es zwei Schweizer Kunsthandwerkern in Berlin. Der klassizistische Bildhauer Emanuel Bardou aus Basel war Mitglied der französischen Gemeinde. Da er hauptsächlich in Gips arbeitete, sind seine Werke nur in geringen Mengen überliefert. Eine Spezialität Bardous waren Reiterstatuetten Friedrichs II. Keine wurde hingegen als Denkmal ausgeführt. Bardou arbeitete aber am Französischen Dom und am Brandenburger Tor mit, so daß er wenigstens für Eingeweihte noch heute in Berlin gegenwärtig ist.

In Potsdam sind nach wie vor die erstaunlichen Arbeiten des Züricher Melchior Kambly zu bewundern. Kambly war einer der führenden Künstler des friderizianischen Rokoko. Er wurde an der Ausstattung von Sanssouci und später des Neuen Palais beschäftigt und bewies insbesondere in der Möbelkunst sein herausragendes Talent. Sein Meisterstück aber, der Speisesaal des Potsdamer Stadtschloßes, ging im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs unter. Wäre Friedrich II. nicht gewesen, hätten Bardou, Kambly und all ihre Landsleute auch anderswo als in Berlin ihr Glück suchen können. Der König war es, der der Stadt ihre für Schweizer und andere so große Anziehungskraft verlieh. In Preußen genoß man im 18. Jahrhundert in vielen Bereichen weit mehr Freiheiten als in der Schweiz. Dies empfand auch der Schweizer Arzt, der Friedrich II. in seinen letzten Stunden begleitete. Für Johann Georg Zimmermann verkörperte dieser die politische Heimat, die ihm sein Vaterland verweigerte. Berlin bot ihm ein geistiges Zuhause, das er in der Schweiz vermißte. Vielleicht gilt das auch für all die, welche heute wieder nach Norden aufbrechen.

Albert M. Debrunner

Politische und kulturelle Beziehungen

Friedrich II. und die Schweiz

Ulrich Im Hof

Ich möchte bei dieser Betrachtung über Friedrich II. und die Schweiz von einer ikonographischen Darstellung des Königs ausgehen, die sich im graubündnerischen *Soglio* befindet. Friedrich wird im Prunkzimmer der „Casa Battista“ auf einem Reliefporträt dargestellt mit der Inschrift:

„Fridericus unicus
Borussorum rex
qui in omnibus
superavit omnes“¹

zu Deutsch:

„Friedrich der Einzige
der Preussen König,
der in allem
Alle übertroffen hat“

Diese „Alle“ finden sich in den vier Ecken des Raumes, und es sind: Alexander, Numa Pompilius, Aristoteles und Homer. Die stukkierten Medaillons von 1780/90 drücken die Bewunderung für den „einzigartigen“ König aus, Bewunderung für den *Feldherrn*, den *Gesetzgeber*, den *Philosophen* und den *Schriftsteller* durch die graubündnerische Patrizierfamilie der von Salis.

Wir möchten im folgenden die Medaillons im Salispalast als Leitfaden für unsere Ausführungen benützen und das Verhältnis Friedrichs zur Schweiz, bzw. der Schweizer zu Friedrich, anhand von vier Themen beleuchten: Armee, Gesetzgebung, Philosophie und Schriftstellerei. Dabei können wir uns auf die materialreiche ältere Arbeit von Olivier Eisenman (1971) stützen². Wir wollen uns bewußt auf die friderizianische Zeit selbst beschränken und verzichten auf

1 *Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden*, Bd. 5, Basel 1943, S. 443; *Kunstführer durch die Schweiz*, Bern 1981, S. 287. Auskünfte von Frau Charlotte von Salis-Bay, Silvaplana. - Die Ausstattung stammt von 1780/90.

2 Die frühere Literatur ist zusammengestellt in: Olivier Eisenmann, *Friedrich der Grosse im Urteil seiner schweizerischen Mitwelt*, Diss. phil. I, Zürich 1971 (im folgenden: Em.).

Bericht und Stellungnahme zu all dem, was nach dem 18. Jahrhundert Negatives und Positives zu „Fridericus rex, unserm König und Herrn“ ausgesagt worden ist.

* * *

Der Vergleich mit Alexander als dem Feldherrn schlechthin basiert letztlich auf der spätantiken „imitatio Alexandri“ aus dem dritten Jahrhundert und zieht sich von da an über alle Zeiten hinweg bis ins achtzehnte Jahrhundert. Es mag zwar merkwürdig berühren, wenn der Eroberer der antiken Welt mit dem Eroberer der Provinz *Schlesien* gleichgesetzt wird. Darf man *Hohenfriedberg*, *Roszbach* und *Leuthen* gleichsetzen mit Chaironeia, Issos und Gaugamela? Aber wir befinden uns eben in der kleiner gewordenen politischen Welt des achtzehnten Jahrhunderts.

Fast jeder Schweizer fieberte mit König Friedrich während der von ihm geführten Kriege. Man spricht vom *'dapfersten Held'*, vom *'Held der neueren Zeiten'*, vom *'Héros du Nord, faisant tête à cinque rois'* - *'unerschrocken durch seine Tugend'*. Man stellt ihn nicht nur über Alexander, Caesar und Hannibal, sondern auch über Gustav Adolf und Karl XII³. Ja Carl Victor von Bonstetten läßt die Schweizer Hirten des Berner Oberlands sagen:

„Sie sprachen, Bruder Friedrich ist
Ein rechter Schweizerheld,
Ein Tell; Gott helf ihm wider List
Und Macht der ganzen Welt.“⁴

Weil Friedrich als Schweizerheld angesprochen wird, so darf es nicht befremden, wenn ihn Bonstetten mit dem bauerlichen Antityrannen Wilhelm Tell gleichsetzt. Tell ist für die Schweizer ja der Held schlechthin. Friedrich findet übrigens nicht nur bei den protestantischen Berner Oberländern begeisterte Verehrung, sondern auch bei den katholischen Hirten im Rigi-gebirge⁵.

Militärischer Charakter und merkwürdige Kriegsthaten Friedrich des Einzigen, Königs von Preussen, so lautet der Titel der Biographie des Königs, die 1796 der Berner Militärhistoriker Franz Ludwig Haller von Königsfelden herausgibt⁶. Ein anderer Schweizer Militärhistoriker, der Waadtländer Charles Emanuel Warnery - Generalmajor in verschiedenen ausländischen, auch preußi-

3 Em., S. 105-108. Äußerungen von Johannes von Müller, Johann Georg Sulzer, Gabriel Seigneux de Correvon, Isaak Iselin, Johann Laurenz Zellweger, Beat Fidel von Zurlauben, Franz Ludwig Haller.

4 Carl Victor von Bonstetten, *Briefe über ein schweizerisches Hirtenland*, Basel 1782, S. 114; Em., S. 109.

5 Em., S. 109.

6 Hans von Greyerz, *Nation und Geschichte im Bernischen Denken*, Bern 1953, S. 123.

schen Diensten - verfolgte den Siebenjährigen Krieg genau. Gestützt auf preußische Angaben, sagt er: „Friedrich war ein grosser Feldherr - aber er verdankt seinen Ruhm vornehmlich der Ignoranz oder dem schlechten Willen der Generäle seiner Feinde ... Friedrich hatte das Glück bewunderungswürdige Sekundanten zu haben wie Prinz Heinrich, den Fürsten von Braunschweig, den Herzog von Bevern, Seydlitz und andere. Man möchte wünschen, daß er fähig gewesen wäre, ihnen mehr Dankbarkeit zukommen zu lassen.“⁷

Diese nicht übersehbare Kritik an der Undankbarkeit des Königs wird noch überboten durch ein Zürcher Urteil, das Friedrich unmißverständlich mit Attila und Dschingis Chan gleichsetzte. Dieses massive Urteil rief jedoch in aufgeklärten Kreisen Entsetzen hervor⁸.

Schließlich gibt es Stimmen, die bei aller Bewunderung nicht vergessen, was der Krieg eigentlich ist. Wie eine schweizerische Version des „S'ist Krieg, s'ist leider Krieg und ich begehre nicht schuld daran zu sein“ eines Matthias Claudius tönt es bei Isaak Iselin: „O wenn doch der König von Preussen, der Kaiser ec. jeden Tages eine Viertelstunde leiden müssten, was sie so viele Tausende leiden machen, sie würden schon von ihrem Unsinn lassen.“⁹

Trotz solchen humanitären Empfindungen wird der Krieg Friedrichs als ein Kampf für die „allgemeine Freiheit“ betrachtet, „denn Frankreich, Oesterreich und Russland drohen auf allen Seiten mit Ketten“¹⁰.

Dies gilt jedenfalls für den protestantischen Teil der Schweiz. Für beide Konfessionsteile war (wie im konfessionell gemischten Süddeutschland) die Parteinahme selbstverständlich. Seit dem letzten schweizerischen Konfessionskrieg von Villmergen waren erst fünfzig Jahre verflossen. Eine aufgeregte Stimmung herrschte, die sich in „blinden Lermen“, Gerüchten von konfessionellen Rüstungen, von drohenden Überfällen ausdrückte und in Flugschriften ihren Niederschlag fand. Jedenfalls stellte Johann Georg Sulzer fest: „Die ganze protestantische Schweiz ist mehr preussisch als Preussen und Brandenburg selbst.“¹¹ Auf der andern Seite ließ etwa der Rat des katholischen Kantons Zug „das Hochwürdige aussetzen und ein Tedeum absingen wegen glücklicher Victoria in der Schlacht bei Prag und Entsatz ihrer K.K. Majestät“. Rückblickend konstatiert der aufgeklärte und katholische Luzerner Staatsmann Felix Balthasar objektiv: „Die Evang[elischen] Kantone waren alle für Preussen und die Katholischen für

7 Em., S. 110; dort der französische Originaltext.

8 Em., S. 107.

9 Ulrich Im Hof, „Friedrich II. im Urteil Isaak Iselins“, in: *Fridericianische Miniaturen II*, hg. von Jürgen Ziechmann, Bremen 1988, S. 156.

10 Ulrich Im Hof, *Isaak Iselin. Sein Leben und die Entwicklung seines Denkens bis zur Abfassung der „Geschichte der Menschheit“ von 1764*, 2 Bde, Basel 1947, S. 222.

11 Sulzer an Gleim, 22, September 1762 (Em., S. 103/104).

Österreich gestimmt, ohngeacht Friedrich mehr denn der Kaiser, den Schweizern überhaupt hold und günstig war.“¹²

Die Behörden beider Konfessionen hatten alle Mühe, die Erregungen zu dämpfen, denn sie waren sich der prekären Lage der Schweiz bewußt und hielten darum an der Neutralität fest. Die Schweiz war ja zu Beginn und während dem ganzen Siebenjährigen Krieg von der habsburgisch-bourbonischen Allianz - der Kaunitzkoalition - umschlossen. Die Siege Friedrichs verunmöglichten jedoch eine Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten. Solange Krieg geführt wurde, war Preußen sozusagen der Garant schweizerischer Unabhängigkeit. In Friedenszeiten allerdings bildete Preußen einen unangenehmen Faktor im großen schweizerischen Geschäft der Solddienste.

Das Schwergewicht der „*Fremden Dienste*“ lag zwar keineswegs auf Preußen, sondern auf Frankreich, Piemont, Spanien und den Niederlanden, mit welchen die Kantone offizielle, teils sehr alte Beziehungen unterhielten. Die Anwerbung für diese Dienste war durch Verträge geregelt. Da jedoch die Schweiz ein Reservoir von Arbeitslosen zählte und die Schweizer als besonders zuverlässig und tüchtig galten, hatte auch Preußen seit seiner Aufrüstung unter dem Soldatenkönig ein lebhaftes Interesse an ihnen. Von Schaffhausen, Stein am Rhein, Chur, Basel und natürlich auch von Neuenburg aus entfalteten preußische Werbeoffiziere ihre intensive Aktivität und wußten sich geschickt zwischen obrigkeitlichen Verboten und Genehmigungen zu bewegen. Man befand sich im schwer kontrollierbaren Zwischenbereich der staatlichen Politik und des privaten Interesses der Kompagnieinhaber, die selbst oder deren Anhang in den Regierungsgremien saßen, aber auch der Gastwirte, deren Wirtschaften zu Werbelokalen geworden waren. So gelangten auf gesetzlichen und ungesetzlichen Wegen doch viele Angeworbene - teils freiwillig, teils mit Gewalt - in preußische Dienste.

Versuche, eigentliche Schweizer Regimenter in preußischem Dienst zu organisieren, scheiterten daran, daß Preußen Regimenter nur unter seinen Fahnen kannte, voll integriert in die preußische Armee, während die Schweizer Regimenter, die in „kapituliertem“ Dienst standen, d.h. auf Verträgen zwischen den Kantonen und der betreffenden Macht beruhten, eine relativ starke Selbständigkeit besaßen. Doch 1786 gelang es dem bernischen Obersten Müller von Amsoldingen, für Preußen ein ganzes Regiment von 1'800 Mann zusammenzustellen,

12 Em., S. 104 (Anm.). Der aktivste Parteigänger Preußens in der Schweiz war wohl der Basler Rechtsprofessor Johann Rudolf Iselin; vgl. Fritz Heitz, *Johann Rudolf Iselin, 1705-79. Ein Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Historiographie des 18. Jahrhunderts*, Diss. Basel 1949 (= Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 32).

das nach Magdeburg in Garnison kam, dort aber - wie zu erwarten war - bald völlig verpreußte¹³.

So bleibt ein Widerspruch zwischen der großen Popularität, die Friedrich II. in der Schweiz genoß und den unangenehmen Erfahrungen mit den Methoden der preußischen Werbetätigkeit, die Friedrich II. natürlich völlig gedeckt hat. Das Schicksal des armen Manns im Toggenburg, Ulrich Bräkers, ist das bekannteste Beispiel.

Etliche Schweizer brachten es jedoch im preußischen Dienst zu hohen Offizierschargen¹⁴. Die Spitze hielt Generalleutnant Robert Scipio von Lentulus, der offiziell und inoffiziell als Mitglied der bernischen Regierung eigentlicher preußischer Interessenvertreter in der Schweiz gewesen ist. Neben ihm standen die zwei Grafen Dohna aus der preußischen Linie, beide ebenfalls im Rang eines Generalleutnants. Sie waren als Inhaber der Seigneurie de Coppet in der Waadt seit 1657 auch Bürger von Bern. Übrigens zahlten zwei hohe Schweizer Offiziere in preußischen Diensten den Blutzoll wie so und so viele Soldaten: Generalmajor Gabriel Monod de Froideville bei Zorndorf, Oberst Alexander Emil von Dohna in der Schlacht bei Soor.

Die Zahl von 70 bekannten Offizieren und die nicht feststellbare von Soldaten in preußischem Dienst ist jedoch nicht zu vergleichen mit der Anzahl derjenigen, die in den offiziellen Schweizer Regimentern in Frankreich, Piemont, Spanien und den Niederlanden Dienst leisteten. Überdies ist zu bemerken, daß die Mannschaft dieser Schweizer Regimenter oft nur noch zu einem Teil aus Schweizern bestand und vor allem viele Süddeutsche umfaßte. Außerdem verlor in der zweiten Jahrhunderthälfte der Fremde Dienst an Attraktivität, da sich dank wirtschaftlicher Konjunktur zuhause immer mehr Möglichkeiten anboten.

Die Beziehungen zwischen der Schweiz und Friedrich erschöpften sich nicht in diesen zeitgemäßen, meist leidigen Realitäten der so beherrschenden militärischen Seite des Jahrhunderts, mit denen man auch ein Stück des internationalen Soldatenelends erfaßt. Friedrich II. spielte auch in der eigentlichen *Außenpolitik* der Schweiz eine gewisse Rolle. Auf jeden Fall zählte die evangelische Eidgenossenschaft immer auf Friedrichs diplomatische Hilfe. Der König war auch bereit, ihre Interessen zu vertreten. Die Möglichkeiten waren allerdings gering. So konnte Friedrich den von der Schweiz gewünschten Einschluß in die internationalen Friedensverträge von Aachen (1748) und Paris/Hubertusburg (1763) nicht erreichen. Die Schweiz hätte gerne ihre Stellung im neugeordneten Europa fixiert. Friedrich legte aber ihr Gesuch auf die Seite mit der Randnotiz: „bon - mais sans en faire trop de bruit“¹⁵. Eine stille Schweiz - ohne Instrument im europäischen

13 Em., S. 31, 42/43 (Anm. 3); vgl. den Beitrag von Helmut Schnitter in diesem Band.

14 Liste von schweizerischen Offizieren und Soldaten bei Em., S. 32-47.

15 Em., S. 49.

Konzert der Mächte - war mehr nach dem Geschmack der europäischen Groß-Staaten, und es blieb alles beim alten. Friedrichs Interesse an der Schweiz war nicht sehr groß - auch wenn er einmal im Rahmen eines allgemeinen Lobes der republikanischen Staatsform erklärte: „J'aime les Suisses“. „Ich liebe die Schweizer und vor allem die Regierung von Bern. Es ist Würde in allem, was diese Regierung macht. Ich liebe die Berner.“ Allerdings spottete er, als 1783 der bernische Große Rat allen Patriziern das Adelsprädikat „von“, bzw. „de“ verlieh: „Messieurs de Berne se sont déifiés - die Herren von Bern haben sich vergöttlicht ...“¹⁶.

Über die Schweiz als Gesamtstaat hat sich Friedrich 1746 in seiner *Histoire de mon temps* geäußert. Er gibt hier das allgemein gängige Bild wieder - kennt er ja die Schweiz nicht aus eigener Anschauung. Da schreibt er:

„Die Helvetische Republik ist nach meiner Ansicht ein vollendetes *Musterstück einer Republik*; sie folgt unwandelbar den Gesetzen der Mäßigung, die sie erhält. Die Bauern sind dort die glücklichsten Sterblichen der Welt, sie sind reich und frei. Die Religion, die sie manchmal spaltet, kann nicht lange Wirren nähren, da die Katholischen die Schwächeren, die Reformierten nicht verfolgungssüchtig sind.“

„Die Schweizer können zweihunderttausend Mann zu ihrer Verteidigung versammeln, und sie haben einen Schatz, der seit langen Jahren angehäuft ist, um dieses Heer während dreier Feldzüge zu unterhalten. Die Schluchten ihrer Gebirge werden alle durch Forts verteidigt; so haben sie sich denn auch die Achtung der grössten Mächte verschafft, die es nicht gewagt haben, ihr Gebiet zu berühren, wenn sie es nicht haben erlauben wollen.“¹⁷

Was Friedrich da schreibt, ist richtig und falsch zugleich. Wenn Friedrich die Schweiz als *Musterbeispiel einer Republik* anspricht, so liegt er in der Linie der gängigen allgemeinen „Schweizerbegeisterung“, des „Philhelvetismus“. Wenn er der *Republik* die Grundsätze der „Mäßigung“ zuspricht, so denkt er wohl an die interessante Kombination von demokratischen und aristokratischen Elementen: „Mäßigung“ im Sinn der „Balance“ der Gewalten.

Die Feststellung, daß die *Schweizer Bauern* „reich und frei“ seien, hat nur für die Vollbauern im Mittelland Gültigkeit, zum Beispiel für die vermöglichen Besitzbauern im Kanton Bern, wo sie sich - wie anderswo auch - weitgehender Autonomie im dörflichen Bereich erfreuen. Aber die Schweizer gelten eben an sich als „freie Schweizer“, ungeachtet ihrer persönlichen ständischen Position. Wir befinden uns in den Jahren der Verherrlichung der alpinen Hirtenwelt.

16 Zit. in: Rudolf Witschi, *Friedrich der Grosse und Bern*, Bern 1926, S. 213.

17 Frédéric II, *Histoire de mon temps*, Leipzig 1879, p. 187f. Nach der Übersetzung in Eduard Ziehen, *Friedrich der Grosse und die Schweiz*, Leipzig 1924, S. 85-87.

Was Friedrich über die *Verteidigungsmöglichkeiten* der Schweiz sagt, ist an sich nicht falsch, gründet aber auf etwa zweihundert Jahre zurückliegendem Kriegeerfolg in den Italienkriegen des 16. Jahrhunderts. Der von Friedrich erwähnte Kriegsschatz ist allerdings 1798, als die Armeen der französischen Republik die Schweiz eroberten, nach Frankreich transferiert worden! Die von Friedrich angezogenen „Forts“ sind nicht moderne Verteidigungsanlagen, sondern die alten „Letzinen“, Mauern, die seit langer Zeit die Talschaften abschirmen und abschließen.

Friedrich sieht allerdings schwarz für die *Zukunft der Republiken* im allgemeinen, glaubt jedoch, daß sich die Schweiz noch lange erhalten werde. Diese Ansicht war insofern nicht falsch, als die Schweiz letztlich die weltgeschichtlichen Stürme der Revolutionszeit als selbständiger Staat überdauern sollte. Die deutschen Republiken, d.h. die Freien Reichstädte sind - wie die italienischen Republiken - damals untergegangen und die Republik der Vereinigten Niederlande wandelte sich zur Monarchie der Oranier. Gute Beziehungen zur Schweiz, insbesondere zur *Republik Bern* konnten für Friedrich von etwelchem Nutzen sein in bezug auf die unruhigen Verhältnisse, in die sich die *Republik Genf* und das halb preußische *Neuenburg* verstrickt hatten.

Der Passus über die *Religion* trifft einigermaßen zu - aber die Behauptung, daß die Reformierten nicht verfolgungssüchtig seien, ist überhöht. Die Pietisten erlebten allerhand Verfolgung durch die offizielle Kirche. Und wenn man der Religion an sich zu nahe trat, dann reagierten die kirchlichen und weltlichen protestantischen Obrigkeiten keineswegs tolerant. Friedrich selbst hat im Fall des zu liberalen Pfarrers Petitpierre in seinem Fürstentum Neuenburg der intoleranten Staatskirche nachgeben müssen.

In *Neuenburg* fand Friedrich eine mit der Schweiz verbündete, ins schweizerische System eingebaute ständische Monarchie vor, die gewohnt war, sich als autonom zu betrachten. Da konnten Zusammenstöße mit den absolutistischen Tendenzen in Berlin nicht ausbleiben - insbesondere da Neuenburg von einem steifen Calvinismus geprägt war. Als 1760 die als ständische Behörde organisierte Neuenburger Geistlichkeit - „la Classe“ - den Pfarrer Ferdinand Olivier Petitpierre absetzte, weil er das Dogma der Ewigkeit der Höllenstrafen geleugnet hatte, wurde diese Absetzung zum öffentlichen Skandal. Es ging nicht allein um die Freiheit der Wortverkündigung, sondern um die Kompetenzen der Geistlichkeit. Alle Versuche zu intervenieren scheiterten. Der König konnte da nicht viel tun und resignierte mit den Worten: „Wenn meine Untertanen im Neuenburgischen denn so gerne ewig verdammt sein wollten, so sollen sie es sein.“¹⁸

18 Zit. nach: Paul Wernle, *Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert*, Bd. 1, Tübingen 1923, S. 485.

Bald darauf brach ein neuer Konflikt aus, diesmal um die Neuordnung der Landessteuern. Auch da verhielt sich Friedrich zurückhaltend. Ein neutraler Basler Beobachter äußerte sich diesbezüglich so: „Ich bewundere den König von Preussen wegen seines Betragens gegen Neuenburg. Wenn aber dieses Gebiet anstatt an Burgund an die March Brandenburg gränzete, so würde es ihm vielleicht mehr kosten also zu verfahren.“¹⁹ Als der Neuenburger Konflikt immer mehr eskalierte (1768), stellte der gleiche Beobachter fest: „Es ist dieser Fürst unendlich mehr zu Gerechtigkeit und zu Menschlichkeit geneigt als man ausgeben und als man von einem Mann glauben sollte, der sein ganzes Leben mit Siegen und mit Erobern beschäftigt gewesen.“²⁰ Mit den hier evozierten Stichworten *Gerechtigkeit* und *Menschlichkeit* können wir Friedrich den Feldherrn, den neuen Alexander, verlassen und zu Friedrich dem Gesetzgeber übergehen.

* * *

Numa Pompilius, jener sagenhafte zweite König von Rom im 7. Jahrhundert, ist für die Antike der Gesetzgeber an sich, derjenige, der - von der Nymphe Egeria beraten - Rom ein geordnetes Rechtswesen verliehen habe.

Auch ihn - nicht nur Alexander - habe Friedrich übertroffen. So bewundert der Neuenburger Theologe Henri David Chaillet die „administration si parfaite-ment réglée ... sûre, aisée et ferme, attentive, économe et indulgente“²¹. Dieses Urteil über die friderizianische Verwaltung war damals durchaus allgemeine Meinung in der Schweiz. Es ging vor allem um die Vereinfachung der Gesetzgebung, wie sie im *Code Frédéric ou corps de droit pour les états de sa majesté le Roi de Prusse fondé sur la raison et sur les constitutions du Pays* ... 1751 niedergelegt wurde. Dieser Titel verrät, daß es hier um eine Gesetzgebung ging, die gleichzeitig den Prinzipien der Vernunft und der traditionellen Verfassung der einzelnen Landesteile entsprach. Wenn Numa durch die Nymphe Egeria inspiriert worden war, so darf man diese Rolle mutatis mutandis dem Freiherrn Samuel von Cocceji zusprechen, der als Großkanzler der preußischen Justiz in aufgeklärtem Sinne dem König zur Seite stand.

Der von Cocceji geführte Angriff auf die fremden und konfusen römischen Gesetze stieß bei den akademisch gebildeten Juristen der Schweiz selbstverständlich auf Zustimmung. So hat der Basler Jurist und Politiker Lukas Faesch Friedrichs II. *Dissertation sur la manière d'établir ou d'abroger les lois* in

19 Im Hof, „Friedrich II./Iselin“, a. a. O., S. 153f.

20 Ibid.; Em., S. 185f.

21 Henri-David Chaillet, *La subordination. Sermon prononcé à Colombier le 17 septembre 1786 à l'occasion de la mort de Frédéric le Grand*, [Neuchâtel] 1786, S. 41f.

deutscher Übersetzung herausgegeben (1758)²². Diese Abhandlung über die Gesetzesreform sollte es den Schweizer Aufklärern erleichtern, nach dem Vorbild Friedrichs in ihren Kantonen eine moderne Verwaltung aufzubauen.

Dem Prinzip der Vernunft, d.h. dem modernen Naturrecht, entsprach es, wenn Friedrich das Gleichheitsprinzip durchführen wollte, was natürlich den Schweizer Republikanern nur recht sein konnte. Johannes von Müller sagt, der weise Friedrich habe es nicht verschmäht, „dem geringsten Unterthan auch gegen sich [d.h. den Monarchen] Gerechtigkeit angedeihen zu lassen“. Der König lasse „jedem alle seine Freiheit ... die mit seinem Oekonomie- und Militärplan bestehen konnte“²³. Damit waren auch gleich die Grenzen dieser „Gleichheit“ angedeutet: Gleichheit nur, soweit sie mit den wirtschaftlichen bzw. sozialen und militärischen Zielen nicht in Gegensatz stand²⁴.

Schon in der Zeit der Revolution hält Albrecht Rengger, der spätere bedeutende Minister der Helvetischen Republik, fest: „Vor mehr wie dreissig Jahren“ hörte man „von einem Throne herunter, worauf der grösste Mann seines Zeitalters sass, laut und kühn den Satz behaupten ...: dass selbst der unumschränkste Fürst nur der erste Bürger des Staats und der erste Diener seines Staates seye.“²⁵

Wenn Chaillet von der „Indulgenz“ der friderizianischen Verwaltung sprach, so ist darunter primär die *humane Praxis im Strafverfahren* zu verstehen, d.h. das Verbot der Anwendung der Tortur in den gerichtlichen Untersuchungen. Dieses Verbot hatte er als erste Verordnung zur Zeit seiner Thronbesteigung erlassen. Natürlich war Großbritannien da schon längst vorangegangen. Aber Preußen war die erste Kontinentalmacht, die diesen Weg einschlug und dies ein Vierteljahrhundert, bevor Beccaria in seinen *Dei delitti e delle pene* das eigentliche Manifest aufklärerischen Rechtsdenkens erscheinen ließ. Kurz nach Beccaria schrieb der Waadtländer Gabriel Seigneux de Correvon seinen *Essai sur les abus et les inconvénients de la torture* und verwies dabei auf das Beispiel des „Philosophen auf dem Throne“²⁶. In Basel stellte der Gerichtspräsident Emanuel Wolleb 1769 in seinen *Briefen über die Gesetze* fest, daß der „weise preussische Friedrich“ es verstanden habe, auch ohne Tortur „so viel Sicherheit in seinen weiten Staaten“ zu garantieren, wie jene Staaten, wo diese „Päbstliche Reliquie“ noch gebräuch-

22 Deutscher Titel: *Abhandlung über den Beweggründen Gesetze zu machen und aufzuheben*, Basel 1758. Diese Abhandlung wurde fälschlicherweise auch Iselin zugeschrieben.

23 Johannes von Müller, *Sämtliche Werke*, Stuttgart, Tübingen 1833, Bd. 24, S. 274, Anm. (6).

24 Leonhard Meister, *Friedrich des Grossen wohlthätige Rücksicht auf die Verbesserung teutscher Sprache und Litteratur*, Zürich 1787, S. 154; Em., S. 215.

25 Albrecht Rengger, *Über die politische Verketzerungssucht ...*, Basel 1793. Auch in *Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft*, 1793, S. 11.

26 Em., S. 216.

lich sei.²⁷ Wolleb hat tatsächlich in seiner Untersuchungspraxis auf die Anwendung der Tortur verzichtet, und die Republik Basel ließ ihn gewähren. Zu Beginn der Revolution hieß es in der (katholischen) Luzerner Zeitung 1790: „Fritz schaffte [die Tortur] in seinen Staaten ab, und zwar nur deswegen, weil er den Kernspruch der Menschlichkeit und der Vernunft“ auf die Kriminalgesetzgebung anwandte, der la lautet: „Lieber zehen Schuldige laufen lassen, als einen einzigen Unschuldigen verdammen.“²⁸

Wenn wir Friedrich als Gesetzgeber betrachten, so darf seine *ökonomische Politik* nicht vergessen werden. Es drängte sich damals auf, die Schweiz, dieses prosperierende Industrieland, zum Modell zu nehmen. Etliche Schweizer halfen in Preußen mit, sei es in der Einführung der Seiden- oder der Uhrenindustrie²⁹. - Bekannte Namen wie Huguenin und Sandoz tauchen auf! Der Basler Johann Rudolf Faesch war Chef des entsprechenden Departementes in Berlin (1750-1777). Aber weder die eine noch die andere Unternehmung erzielte besondere Erfolge. Immerhin wichen die Bündner Zuckerbäcker, als sie 1769 aus Venedig ausgewiesen wurden, nach Preußen und Sachsen aus. Der Engadiner Johann Josty hat (in nachfriderizianischer Zeit) das so bekannte Berliner „Café Josty“ begründet.

Im allgemeinen enttäuschte Friedrichs Wirtschaftspolitik. Selbst schweizerische Parteigänger des Königs waren nicht zufrieden mit seinen colbertistischen Schutzzollmaßnahmen³⁰.

Für die Schweiz mit ihrem Bevölkerungsüberfluß war jedoch die Migrationspolitik Preußens von besonderer Bedeutung. Schon Ende des 17. Jahrhunderts waren periodisch Schweizer als Siedler nach dem preußischen Osten gegangen - auf preußische Anfragen hin und mit obrigkeitlicher Bewilligung der heimischen Behörden. Eine besonders große Welle von Kolonisten folgte im Jahr 1738 - vor allem aus Basel und Zürich. Friedrich II. setzte diese Bevölkerungspolitik fort, besonders nach dem Siebenjährigen Krieg, suchte aber - wie er es von der Fremddienstfrage her gewohnt war - keinen Kontakt mit den kantonalen Regierungen. In Erinnerung an die erfolgreichen Kolonisationen früherer Jahre wanderten immer wieder Schweizer nach Preußen aus. Nun aber befürchteten die Schweizer Behörden eine Entvölkerung ihres Landes. Man bezeichnete die preußischen Angebote als „Verlockungszettel“ und versuchte,

27 Ibid., S. 216.

28 Ibid., S. 217.

29 Vgl. Liliane Mottu-Weber, „Production et innovation en Suisse et dans les états allemands, 16me - 18me siècles“, in: *La Seta in Europa sec. XIII-XX: atti della „Venticquattresima Settimana di studi“*, 4-9 maggio 1992. A cura di Simonetta Cavciocchi, Firenze 1993, p. 158.

30 So z.B. J. R. Iselin (Em., S. 145). Niklaus Emanuel Tschärner fällt ein positiveres Urteil (Em., S. 143/144).

der „Begierde, weg nach Preussen zu ziehen“ durch Verbote Einhalt zu gebieten. Enttäuschte Rückkehrer wurden zuhause hart bestraft und fielen der Fürsorge anheim³¹. Friedrich selbst wollte keine armen Einwanderer und versuchte, die Immigration zu disziplinieren. Allen Gegenmaßnahmen zum Trotz gingen doch immer wieder Schweizer nach Preußen, und schon begann die Käseproduktion vorherrschend zu werden. Der Begriff „Schweizer“ bedeutete nun nicht nur den Leibgardisten, sondern auch den Milchproduzenten in Ostpreußen.

Wenn auch in der Wirtschaftspolitik französische und englische Theorien und Praktiken in der Schweiz den Vorrang hatten, so interessierte man sich doch durchaus für Preußens Ökonomie. Insbesondere lobte Johannes III Bernoulli auf Grund von Beobachtungen während einer Reise in die Neumark „die sonderbare Klugheit mit welcher dem verschuldeten und aus Mangel an Credits täglich tiefer heruntergekommenen Adel durch die gedachte Creditcommission (1777) von dem gütigen Landesvater ausgeholfen wird ...: Die Einrichtung derselben ist ein wahres Meisterstück.“³²

Allerdings darf bei der schweizerischen Beurteilung der friderizianischen Wirtschaftspolitik die negative Stimme des Generalleutnants de Besenval nicht überhört werden, der Friedrichs Administration einen Mangel an Menschlichkeit vorwirft³³. So war sie mit der Zeit kein Beispiel mehr. In der sozioökonomischen Zeitschrift der Basler *Ephemeriden* figurieren z.B. nur sechs Beiträge über Preußen - das Österreich Josephs II. liefert siebzig. Joseph II. läuft Friedrich den Rang als innovatorischer Reformers ab.

Vorbildlich aber blieb Friedrich von den ersten Regierungstagen an durch seine eiserne Arbeitsdisziplin. Was er von seinen Offizieren und Beamten verlangte, verlangte er auch von sich selbst. Johannes Beckh, der Thuner, der zum preußischen Kriegsrat wurde, sagt - im Vergleich mit polnischen Verhältnissen: „Man sehe den König von Preussen an, dem das Heil seiner Unterthanen so nah zu Herzen geht, dass er Tag und Nacht in seinem Cabinet arbeitet.“³⁴ Bräker erklärt: Der König „ist der genaueste Rechenmeister seiner Zeit“³⁵. Dieser „genaueste Rechenmeister“ handelte keineswegs nur aus einem utilitaristischen Arbeitsprinzip heraus. Denn er war mehr als bloßer Administrator, er war „Philosoph“.

Mit Recht folgt im Zyklus von Soglio auf Numa Pompilius, den Gesetzgeber, der Philosoph Aristoteles: „Der Philosoph von Sanssouci“ hat also selbst einen

31 Em., S. 137f.

32 Ibid., S. 141.

33 Ibid., S. 168.

34 Ibid., S. 136.

35 *Sämtliche Schriften des Armen Mannes im Tockenburg*, hg. von H.H. Füssli, Zürich 1789, 1. Teil, S. 110. (Em., S. 136).

Aristoteles übertroffen. Friedrich wird auch mit Cicero verglichen. Er selbst sah sich gerne als Mark Aurel, eben als einen philosophischen Herrscher.

Das Philosophieren lag im Denkstil der Zeit und ganz besonders im schweizerischen Bereich. Goethe formulierte diesbezüglich: Man konnte „jener Epoche auf keine Weise streitig machen, dass innerhalb des protestantischen Teils von Deutschland und der Schweiz sich dasjenige gar lebhaft zu regen anfang, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. ... Die Philosophie war ... ein mehr oder weniger gesunder und geübter Menschenverstand, der es wagte, ins allgemeine zu gehen und über innere und äussere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mässigkeit, indem man durchaus die Mittelstrasse und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschaffte solchen Schriften und mündlichen Äusserungen Ansehen und Zutrauen...“³⁶.

Es ist bedeutsam, daß Goethe die protestantische Schweiz mit dem protestantischen Deutschland zusammen erwähnt. Selbstredend gehört das führende Fürstentum, das Preußen Friedrichs II., dazu. Daß die Schweiz in dieser Hinsicht etwas Besonderes anzubieten hatte, war Friedrich sehr bald bewußt. Noch im kronprinzlichen Rheinsberg hatte er sich mit Vorliebe mit Franzosen umgeben. Als es ernst wurde und er die Regierungsverantwortung übernahm, verließ er sich im „philosophischen“ Sektor seiner *Akademie* vor allem auf Schweizer. Ein Drittel der ordentlichen Mitglieder der Akademie stammte aus der Schweiz. Friedrich sagte einmal, als man einen Hannoveraner in die Akademie aufnehmen sollte: aus Hannover beziehe er seine Köche, die Philosophen aber aus der Schweiz³⁷. Wilhelm Dilthey reiht diesen schweizerischen Beitrag in die allgemeine philosophische Bewegung der Aufklärung ein: „Es war gleichsam eine einzige Weltanschauung an welcher von Leibniz ab die Akademie arbeitete, die Verteidigung der göttlichen Personalität und moralischen Verantwortlichkeit des Menschen durch Gründe der Vernunft. Ihr diente der Schluss aus der Zweckmässigkeit der Weltordnung auf einen gütigen und weisen Schöpfer: die grossen mathematischen Physiker ... erhielten ihn aufrecht...“. „Dieser moralisch gerichtete Rationalismus bestimmte in dem ganzen Jahrhundert die verschiedenen Philosophen der Akademie, gleichviel welche Parteifragen sie sonst trennten. In ihm waren mit den Deutschen die Schweizer wie Lambert, Merian und Sulzer, und die Mitglieder der französischen Kolonie wie Castillon, Ancillon, Erman und Formey, verbunden. Denn lange ist den schweizerischen und französischen Reformierten die Verknüpfung der Rationalität der geistigen Haltung mit

36 *Dichtung und Wahrheit*, Buch 7, in: Ausgabe letzter Hand, Bd. 25, Stuttgart 1829, S. 93-95.

37 Witschi, a.a.O., S. 214.

ehrenfesten Sitten und unentwegtem Glauben an die moralische Weltordnung eigen geblieben.“³⁸

Dilthey spricht hier die intellektuelle Herkunft der Schweizer an. Seit der Reformation hatte sich die Schweiz vom Luthertum, das Deutschland und Skandinavien prägte, distanziert. Zwingli und nach ihm Calvin waren etwas radikaler als Luther. Die neuen „reformiert“ genannten Kirchen basierten auf der Konzeption der „Heilsgemeinde“. Die Reformierten fanden sich oft in althergebrachten republikanischen Verhältnissen. In diesem Sinn nahmen die reformierten Schweizer Kantone dank solider kirchlicher Organisation und dem entsprechenden politischen Rückhalt einen führenden Platz ein. Die reformierte Schweiz hat es dann verstanden - nach dem Vorgang der Niederlande und Großbritanniens, sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus konfessioneller Abgrenzung und Verengung zu einem freieren Denken durchzuringen. Dieses Denken wurde von den erstaunlich vielen schweizerischen Mathematikern, Naturwissenschaftlern, Naturrechtlern und Theologen getragen. Viele allerdings fanden ihr Auskommen nicht zuhause. Die akademischen Möglichkeiten der Schweiz waren eben beschränkt. Die schweizerischen Hohen Schulen waren vor allem theologisch ausgerichtet.

Das Berlin der Aufklärung, d.h. die *Berliner Akademie*, war - in Konkurrenz mit der St. Petersburger Akademie der Zarin Katharina - beliebt als Aufenthaltsort im Ausland. Und wenn Gelehrte zurückkehrten, so blieben sie weiterhin Mitglieder der Akademie. Auf dem Weg der Korrespondenz wurde der Kontakt mit der gesamteuropäischen „République des Lettres“ gewahrt. Ein Vorzug der Schweizer war, daß auch die deutsch sprechende Elite im allgemeinen des Französischen mächtig war und damit die Sprache lesen, sprechen und schreiben konnte, die Friedrich II. so sehr bevorzugte.³⁹

Mit der Berliner Akademie, die die modernste der Zeit war, ist jedoch Friedrichs Wirksamkeit als Philosoph nicht erschöpft. Philosophie ist hier nicht im schulphilosophischen Verstand des 19. und 20. Jahrhunderts zu verstehen, sondern bedeutet grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Erscheinungen, betreffe es die Moral, die Religion, die Politik, den Staat, die Künste und die Wissenschaften - allgemein, theoretisch und literarisch. Friedrich II. ist Philosoph in diesem Sinne. Er hat über alles diskuriert und geschrieben.

Wo fand sich im 18. Jahrhundert ein Fürst, der nicht nur Kriege führte oder gesetzgeberisch tätig war, sondern auch reflektierte, historische Werke verfaßte und Gedichte schrieb? Mochte dabei auch durchaus Eitelkeit mitschwingen - wie

38 Wilhelm Dilthey, „Friedrich der Grosse und die deutsche Aufklärung“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. III, Leipzig, Berlin 1927.

39 Die Frage der Französischkenntnisse der deutschsprachigen Schweizer wäre allerdings noch genauer zu untersuchen.

Albrecht von Haller mißbilligend feststellt⁴⁰. Kein Georg von Großbritannien, kein Ludwig von Frankreich konnte sich da mit ihm vergleichen - von den kleineren Fürsten zu schweigen, wenn man das Weimar der Herzogin Anna Amalia oder die Toscana Leopolds ausnimmt. Auguste Tissot, der Lausanner Mediziner, sagt einmal bündig, Friedrich sei der „aufgeklärteste“ der Fürsten⁴¹. Friedrich verkörperte einfach „les lumières“, darin war sich die ganze Schweizer Aufklärung einig; vor allem in bezug auf vernünftiges Denken in Religionssachen, freiheitliches Gebaren bis hin zur Pressefreiheit, zur allgemeinen Toleranz bzw. den „Prinzipien eines fortwährenden politischen Aufklärungsprozesses und der Wertschätzung des individuellen Bürgers“⁴².

Aufklärung bedeutete nicht zuletzt Schulreform. Hier konnte Friedrich unmittelbares Vorbild sein. In der Schweiz bemühten sich ja überall aufgeklärte Schulmänner und für die Schule verantwortliche Politiker um das stehengebliebene Schulwesen, wobei es nicht nur um die akademische Schulung ging. Nun holten sich die Schweizer Theologen ihre Weisheit nicht mehr in den Niederlanden, sondern gerne im aufgeklärten Deutschland, d.h. an der hannoverschen Universität *Göttingen* oder eben an den preußischen Universitäten von *Halle* oder von *Duisburg*⁴³.

Friedrich verstand es außerdem, moderne Richtungen in das allgemeine *Schulwesen* einzubauen. Der Berner Architekt Erasmus Ritter machte auf die preußischen Realschulen aufmerksam, insbesondere auf diejenige von Berlin, die sich der Kinder aus „geringern Klassen des Volkes“ annehme⁴⁴. Die soziale Funktion der lateinlosen höheren Schulen wurde hier richtig erkannt, die ebenso wichtig werden sollte wie - dank ihrem Schwergewicht auf Mathematik und Physik - ihre Rolle für die „mechanischen Professionen“. In der Schweiz wurden in der zweiten Jahrhunderthälfte derlei *Kunstschulen* („Arts et Métiers“) in Zürich, Bern und Genf errichtet. Für die Reform der *Landschulen* in der Schweiz empfahl man neben den hannoverschen die friderizianischen Schulordnungen für Brandenburg und Schlesien⁴⁵.

Ganz in der Linie schweizerischer Bildungstradition lag andererseits die von Friedrich sehr geförderte Pflege der *alten Sprachen*. Das Luzerner Wochenblatt

40 *Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen*, hg. von Hermann Fischer, Tübingen 1899; Em., S. 201.

41 Em., S. 194 (Anm. 2).

42 So formuliert bei Peter Schneider, *G. Forster*, in: *Neue Zürcher Zeitung* 8./9. Januar 1994, S. 65.

43 Paul Wernle, *Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert*, 2. Bd., Tübingen 1924, S. 411; Em., S. 81.

44 Erasmus Ritter, in: *Abhandlungen und Beobachtungen der Oekonomischen Gesellschaft*, Bern 1764, Bd. 1, S. 11f.; Em., S. 79.

45 Em., S. 79.

vermerkt 1784: Friedrich „in allem Beispiel der Fürsten“, erteilt „geschärfte Befehle, das Studium der Alten Sprachen nach einer verbesserten Methode und in ihren Schulen wieder einzuführen“⁴⁶. Das klingt in einem gewissen Grade schon nach Neuhumanismus, und damit wären wir beim Vergleich Friedrichs mit Homer angelangt.

* * *

Wenn Homer unter den vier Vorbildern Friedrichs aufgezählt wird, so geht es um den Archipoeta, den ersten Dichter überhaupt, den Friedrich ebenfalls übertroffen habe. Leichthin wird das in Soglio mit seinem Rokoko-Klassizismus behauptet. In der gleichen Linie liegen Vergleiche mit Horaz oder Apollo⁴⁷. Man versteht Friedrich als Schriftsteller, „comme écrivain“.

Selbstverständlich wurden in der Schweiz - wo man wie gesagt des Französischen mächtig war - die Schriften Friedrichs gerne gelesen. Schweizer Verlage haben seine Werke posthum publiziert, *Thurneysen* in Basel, *Heubach* in Lausanne und *Dufart* in Genf. Friedrich wisse das Wesentliche und Wahre vom Falschen und Überflüssigen zu trennen, stellt Zimmermann fest⁴⁸.

Die historischen Werke des Königs, die *Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg*, werden durch Wegelin und Johannes von Müller mit denjenigen von *Plutarch* gleichgesetzt. Johannes von Müller würdigt überdies Friedrichs *Histoire de mon temps* als „classisches Werk“ und anerkennt Friedrichs Fähigkeit zur Selbstkritik. Hans Kaspar Hirzel betrachtet Friedrichs historische Arbeiten als „Muster einer gerade auf den Zweck führenden Geschichte“⁴⁹.

Über die *Ouvrages du Philosophe de Sanssouci* urteilt Isaak Iselin: „Die darin enthaltenen Stücke sind die meisten einer näheren Betrachtung würdig... Es herrscht in ihnen überall ein gesunder Verstand und eine Denkart, die man nicht genug bewundern kann - einige Stücke ausgenommen, in denen Irreligion, geistige Libertinage und andere gefährliche Irrtümer mit einem unwürdigen Eifer verbreitet werden“. Er begreife nicht, daß mit dergleichen Friedrich die Basis der Monarchie an sich untergrabe⁵⁰. Die poetische Dichtung Friedrichs versieht *Iselin* allerdings mit dem Kommentar: „des vers qui sentent beaucoup leur auteur

46 Leonhard Meister, *Friedrich des Grossen wohlthätige Rücksicht auf die Verbesserung deutscher Sprache und Litteratur*, Zürich 1787, S. 9; Em., S. 80.

47 So der Genfer Geistliche Jacob Vernes, *Ode sur la guerre*, o.O. 1758, S. 14; Em., S. 201.

48 Johann Georg Zimmermann, *Das Leben des Herrn von Haller*, Zürich 1755, S. 270; Em., S. 201.

49 Em., S. 202f.

50 Im Hof, „Friedrich II. /Iselin“, a.a.O., S. 154f.

allemand“⁵¹. Bodmer stellte fest, daß Friedrich „diese Sprache [die deutsche] nicht versteht“⁵². Negativ äußert sich Lavater die *Abhandlung über die deutsche Literatur* betreffend: „Kann ein Student ignoranter und ein parisisches Schöngeisterlein superficieller seyn?“⁵³ Man konnte außerdem Friedrich mitverantwortlich machen für die verderbliche Verbreitung der französischen Sprache in der Schweiz⁵⁴. Differenzierter beurteilen Iselin, Chaillet und Zimmermann die Abhandlung Friedrichs. Leonhard Meister bezeichnet sie gar als ebenso gründliche wie gelehrte Schrift⁵⁵.

Selbstverständlich nahm man auch den notenschreibenden und flötenspielenden König zur Kenntnis. Aus der Schweiz stammt das zutreffende Urteil: „Die italiänische Musick ... war durch [Carl Philipp Emanuel] Bachen, [Carl Heinrich] Graun, [Georg] Benda unter Friedrichs Leitung auf einen Grad gebracht“, der das Vorbild weit übertreffe⁵⁶. Der Flötenspieler auf den Schlachtfeldern fand besondere Hochachtung gar in gereimter Form:

„Ein Ton von Deiner Flöte
Bezähmt durch sie die Wuth der lermenden Trompete.“⁵⁷

* * *

Wir haben festgestellt, daß Friedrich als Feldherr, Staatsmann, Philosoph und Schriftsteller durch viele bewundert wird. Als Mensch an sich gilt er allgemein als außerordentlich liebenswürdig. Sein Charme muß unbezwinglich gewesen sein.

Kritische Beurteilungen fehlen aber nicht. Zum Beispiel hat Rousseau den Widerspruch formuliert, der in Friedrichs Wesen angelegt war, wenn er unter ein Portrait des Königs schreibt: „Il pense en philosophe et se conduit en roi. - La gloire, l'intérêt voilà son Dieu, sa loi“⁵⁸. Selbst Zimmermann erklärt: „Unchristentum ward Mode und Deismus guter Ton“⁵⁹.

51 Ibid., S. 154.

52 Em., S. 205.

53 Lavater an Goethe, 18. März 1781, in: *Schriften der Goethe-Gesellschaft*, Bd. 16, S. 168; Em., S. 206.

54 Em., S. 206.

55 Ibid., S. 206-208.

56 Hans Kaspar Hirtzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen, in: Em., S. 209 (Anm. 5).

57 „Ode auf den König von Preussen“, verfaßt vom Landschaftsmaler Samuel Hironymus Grimm aus Burgdorf (1733-1794), in: *Gedichte*, Bern 1762; Em., S. 210.

58 Jean-Jacques Rousseau, *Confessions*, 12. Buch; Em., S. 190 (Anm. 3).

59 Johann Georg Zimmermann, *Über Friedrich den Grossen und meine Unterredungen mit ihm ...* Leipzig 1788, S. 208f.; Em., S. 195.

Dunkle Punkte bleiben auch sein Geiz in der Verwaltung seiner Staaten⁶⁰ sowie die durch Voltaire publik gewordenen Mißstände am Hof. Insbesondere hat Hans Kaspar Hirzel nach seinem Aufenthalt in Berlin festgestellt, daß am Hofe die Paederastie verbreitet sei⁶¹. Bei manchen Schweizern galt Berlin als „Sammelplatz [von] allen nur erdenklichen Lastern“⁶². Nur die Trunksucht werde als ein Übel verachtet. Die alte deutsche Trinkfestigkeit paßte eben nicht in die verfeinerte moderne Welt, die Friedrich anstrebte. Der preußische Hof unterschied sich von den altmodischen, barock drapierten andern deutschen Höfen. In Preußen hatte man Gescheiteres zu tun. Da arbeitete eben alles - der König zuvorderst⁶³.

Aber auch das gelehrte Preußen unterlag schweizerischer Kritik, selbst die so hochgeschätzte Berliner Akademie. Euler klagte, daß „alle Absichten noch einzig allein auf Franzosen gerichtet sind“. Trotz guten Beziehungen zum König - der ihn als „mathematischen Cyclop“ zu bezeichnen pflegte - zog er es vor, wieder an die Petersburger Akademie zurückzugehen. Auch Haller ärgerte sich über die Vorherrschaft des französischen Geistes - obwohl Friedrich ihn mit glänzenden Bedingungen nach Berlin ziehen wollte: „Er ist der beste Physiologe Europas, er ist der beste Botaniker Deutschlands, und er ist gleichzeitig ein feiner Kopf.“⁶⁴

Ein wohl zutreffendes Urteil über die Bedeutung der Schweizer in Berlin fällt Adolf von Harnack, der Historiker der Akademie (1900): „Die Akademie hat Jahrzehnte erlebt, in denen ihr die Schweizer das Gepräge gegeben haben - in höherem Masse als die Franzosen - denn auch nach Maupertuis Tod dauerte die Vorliebe für sie beim König fort. Sie war nicht unbegründet und die persönlichen Beziehungen, in die der König zu [dem Basler Gelehrten] Merian trat, bestärkten sie. Das kleine, ruhmvolle Land erzeugte mehr Männer der Wissenschaft, als es brauchen konnte... In München, in Berlin, in Holland, in London, Paris und Petersburg - überall traf man schweizerische Professoren. Ihre Eigenart schmiegte sich dem Geist des 18. Jahrhunderts besonders an: alle waren sie kosmopolitisch gesinnt, alle zweisprachig: sie brachten aus Zürich und Basel [wir dürfen Bern, Lausanne und Genf beifügen] eine tüchtige Bildung mit und die Traditionen des fleissigen und bücherschreibenden Gelehrten. Dazu zeichnete sie eine leichte, populäre Formgebung aus. Speziell aber für die deutsche Literatur war Zürich durch Bodmer und Breitinger ein Mittelpunkt geworden und hatte Leipzig

60 Em., S. 136f.

61 Im Hof, „Friedrich II. /Iselin“, a.a.O., S. 150f.

62 Urteile der Zürcher Johann Heinrich Füssli und Heinrich Hess. Weitere negative Urteile bei Albrecht von Haller, Johann Tobler, Felix Hess, Christoph Jezler, Christoph von Steiger, Johann Karl Hedlinger. (Em., S. 77-79).

63 Im Hof, „Friedrich II./Iselin“, a.a.O., S. 151. Bericht von Hans Kaspar Hirzel.

64 Zit. bei Eduard Fueter, *Geschichte der exakten Wissenschaften in der schweizerischen Aufklärung*, Aarau 1941, S. 124.

besiegt. Wie hätte ein König, der eine französische Akademie in und für Preussen aufrichtete, an den Schweizern vorübergehen können.“⁶⁵

Tatsächlich konnten die Schweizer zufrieden sein. Das „j'aime les Suisses“ Friedrichs war nicht Phrase, lag doch - etwas vereinfacht gesagt - das höhere Erziehungswesen Preußens in der Hand eines Winterthurers (Sulzer), die Organisation der Akademie in der Hand eines Baslers (Merian), ein gut Teil der Ausstattung königlicher Bauten in der Hand eines Zürchers (Kambly), die Hofbuchdruckerei in der Hand eines Baslers (Decker), und schließlich gehörte ein Berner (Lentulus) zu den Spitzen der Armee.

Dergestalt spielt sich ein Stück schweizerischer Geschichte in Berlin ab - ein Teil der Geschichte schweizerischer Aufklärung, den es wieder hervorzuholen gilt, auch wenn man heute in gewissen Kreisen dieses Jahrhundert der Vernunft nicht so gerne hat, weil es den einen zu seicht-rationalistisch, den andern zu moralistisch-naiv erscheint.

Darf ich meine Ausführungen mit einer persönlichen Reminiszenz beenden? Der Auftrag, hier - in Berlins Akademie - über Friedrich II. aus der Perspektive eines republikanischen Kleinstaates zu reden, traf mich nicht ganz unvorbereitet, denn Friedrich der Große gehört zu meinen frühesten historischen Begegnungen. Im Buben-Schlafzimmer bei meinen Großeltern in Schaffhausen hing nämlich über den Betten Daniel Chodowieckis Stich mit dem merkwürdigen Titel *Ziethen sitzend vor seinem König*. Also hat Friedrich der Große meinen Bubenschlaf überwacht und behütet. Damals aber ließ es sich der kleine Knabe nicht träumen, daß er dereinst die Ehre haben werde, in Berlin selbst über den großen König reden zu dürfen.

65 Adolf von Harnack, *Die Geschichte der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Bd. 1, Berlin 1900, S. 248f.

Les relations politiques entre Neuchâtel et Berlin au XVIIIe siècle¹

Philippe Henry

La position politique de la petite principauté de Neuchâtel - 700 km² de superficie, environ 32'000 habitants au milieu du XVIIIe siècle et 46'000 en 1800 - justifiait a priori un traitement de faveur dans un colloque consacré aux liens entre la Suisse et Berlin. On sait en effet que ce petit pays jurassien, entre 1707 et 1806 dans une première étape, est placé sous la souveraineté du roi de Prusse, au titre de prince de Neuchâtel, tout en maintenant ses anciens contacts avec le Corps helvétique, dont il fait partie au rang d'„allié“ indirect. La seconde étape ira de 1814 à la Révolution républicaine victorieuse de 1848.

On pourrait inférer de cette dépendance une proximité spécifique entre les Neuchâtelois du XVIIIe siècle la capitale de leur prince - donc imaginer des influences et des flux de personnes relativement importants, notamment dans le domaine culturel.

Or, en dépit des traces laissées par un siècle de souveraineté prussienne sur la société neuchâteloise ou dans les pratiques administratives locales, malgré l'inévitable va-et-vient de personnes découlant des nécessités gestionnaires,

- 1 Sur l'histoire de Neuchâtel sous l'Ancien Régime, les principales vues d'ensemble suivantes sont disponibles: *Histoire du Pays de Neuchâtel* (ouvrage collectif), t.2 (*De la Réforme à 1815*), Hauterive 1991; Jean Courvoisier, *Panorama de l'histoire neuchâteloise*, Neuchâtel 1972; Louis Thévenaz, *Histoire*[du Pays de Neuchâtel], Neuchâtel 1948 - synthèses rapides. Frédéric de Chambrier, *Histoire de Neuchâtel et Valangin jusqu'à l'avènement de la maison de Prusse*, Neuchâtel 1840, Charles-Godefroi de Tribolet, *Histoire de Neuchâtel et Valangin depuis l'avènement de la maison de Prusse jusqu'en 1806*, Neuchâtel 1846 et Georges-Auguste Matile, *Histoire de la seigneurie de Valangin jusqu'à sa réunion à la directe en 1592*, Neuchâtel 1852 - classiques encore utiles, en dépit de leur âge. Léon Montandon, Louis-Edouard Roulet, Alfred Schnegg e.l., *Neuchâtel et la Suisse*, Neuchâtel 1969. Sur le XVIIIe siècle en particulier : Philippe Henry, *Crime, justice et société dans la principauté de Neuchâtel au XVIIIe siècle (1707-1806)*, Neuchâtel 1984, et „La Principauté de Neuchâtel au temps de Rousseau: les institutions, la société et les hommes“ dans: *La ville s'étend sur tout le pays. Rousseau, Neuchâtel et l'Europe. Actes du colloque Rousseau, Neuchâtel et l'Europe (Neuchâtel, 14 novembre 1992)*, éd. par Frédéric S.Eigeldinger/Roland Kaehr, Neuchâtel 1993, pp.13-32; Frédéric S.Eigeldinger, *Des pierres dans mon jardin. Les années neuchâteloises de J.J.Rousseau et la crise de 1765*, Paris-Genève 1992, *passim*.

malgré aussi le rôle joué temporairement par le service militaire de Prusse² ou par certaines individualités (je pense notamment à Louis Bourguet, membre de l'Académie royale des Sciences, fondateur du *Mercure suisse/Journal helvétique*, ou à Emer de Vattel, ou encore à des détenteurs d'offices, comme Jean-François de Perrot, secrétaire à la cour du roi, connu par sa correspondance³), malgré enfin un embryon d'émigration neuchâteloise vers la Prusse⁴, cette impression de proximité serait pourtant excessive. Elle dériverait d'une insuffisante prise en compte des réalités géographiques (800 kilomètres séparent, en ligne droite, Neuchâtel et Berlin), ou des caractéristiques socio-culturelles (essentiellement la taille très réduite des élites locales). Et surtout, l'erreur d'optique s'expliquerait par une inattention aux conditions très particulières dans lesquelles la principauté, véritable entité dotée d'une tradition juridique propre, de franchises, de coutumes, pourvue de ce qu'on peut je crois appeler une „conscience politique“ développée depuis des siècles, est entrée dans l'orbite des Hohenzollern au début du XVIII^e siècle. Ces conditions allaient déterminer jusqu'en 1806 la substance du lien entre Neuchâtel et la Prusse.

C'est donc logiquement sur les origines de l'appartenance prussienne de la principauté de Neuchâtel que je voudrais insister dans ce bref exposé - basé il faut le dire sur une historiographie politique qui aurait bien besoin d'un renouvellement⁵.

* * *

Un coup d'oeil tout d'abord sur les antécédents politiques du pays, avant 1707. Petit conglomérat dynastique dépendant immédiatement de l'Empire jusqu'à la fin du XIII^e s., puis temporairement fief des Chalon-Arlay, le comté de Neuchâtel, devenu principauté en 1648, se détache en fait rapidement de l'Empire et voit se

2 Sur ce point, voir Rudolf Gugger, *Neuchâtel et le service de Prusse au XVIII^e siècle. Recrutement prussien et profil des Neuchâtelois dans l'armée de leur souverain*, Neuchâtel, Institut d'histoire de l'Université, mémoire de licence dactylographié, 1992.

3 *Lettres de Jean-François de Perrot, Secrétaire à la Cour du Roi de Prusse 1773-1789*, transcription, introduction et notes de René et Simone de Perrot-Payot, Daniel et Annie de Perrot-Merot, s.l., s.d., dactylographié.

4 Le phénomène est très mal connu. Voir par exemple: L.M[ontandon], „Neuchâtelois en Prusse orientale“, dans: *Musée neuchâtelois* 1931, pp.47-48; Alfred Chapuis, „Le Grand Frédéric et ses horlogers. Une émigration d'horlogers suisses au XVIII^e siècle. Un demi-siècle d'horlogerie berlinoise (1760-1810)“, dans: *Journal Suisse d'Horlogerie et de Bijouterie*, Lausanne 1938, 98 p.

5 Ce renouvellement vient d'être très heureusement amorcé par l'important et remarquable ouvrage de Adrian Bachmann, *Die preussische Sukzession in Neuchâtel. Ein ständisches Verfahren um die Landesherrschaft im Spannungsfeld zwischen Recht und Utilitarismus (1694-1715)*, Zürich 1993.

manifester très tôt une ligne de force essentielle dans sa marche vers l'autonomie, qui va l'aider tout d'abord dans son éloignement de l'Empire, puis dans sa résistance aux pressions de la Bourgogne: c'est l'influence du Corps helvétique, et d'abord celle de la puissante République voisine de Berne. L'emprise de Berne est concrétisée en 1406 par un traité de combourgeoisie qui va concéder à la République le droit d'arbitrer souverainement les différends qui pourraient opposer le comte et ses sujets. Prérogative dont Berne n'allait pas tarder à user consciencieusement en intervenant fréquemment dans les affaires neuchâteloises. Ces ingérences dureront jusqu'au XVIII^e siècle et relèvent de la volonté de puissance de Berne, au moins de sa résolution de contrôler ses frontières nord-ouest et ses voies de communication occidentales.

L'influence bernoise se manifeste en particulier, dès le XVe siècle, lors des problèmes de succession à la tête du comté; elle se perçoit aussi très clairement à l'époque de la Réforme, dont Berne utilise finement la dynamique pour confirmer ou accroître son aire d'influence et qui triomphe grâce à elle dans le pays de Neuchâtel. On peut donc parler, au moins pour certaines phases, de protectorat ou de tutelle bernoise, bien que les relations diplomatiques avec la Confédération ne s'arrêtent pas là puisque des combourgeoisies furent aussi signées et reconduites avec les cantons catholiques de Fribourg, Lucerne et Soleure.

Par les jeux de l'hérédité, le comté échoit au début du XVI^e s. à la famille française d'Orléans-Longueville, qui va le conserver jusqu'en 1707. La „période française“ de l'histoire de Neuchâtel, succession, à quelques exceptions près, de souverains faibles, peu intéressés par une terre sur laquelle ils ne résidaient qu'exceptionnellement, est favorable à l'apprentissage par les élites neuchâteloises d'une gestion qui confine à l'autonomie. Malgré la présence d'un gouverneur venu de l'extérieur, mandataire direct de l'autorité souveraine, la réalité du pouvoir était aux mains du Conseil d'Etat, véritable gouvernement, contrôlé par une petite aristocratie nobiliaire. Outre le Conseil d'Etat, il faut mentionner ici une autre institution, le „tribunal“ d'appel, dit des Trois-Etats, dominé malgré son nom par le patriciat et qui prétendait incarner la souveraineté de l'Etat en cas de vacance du pouvoir comtal - ce qu'il fera effectivement à cinq reprises entre le milieu du XVI^e et la fin du XVII^e siècle, puis en 1707.

La fin de la période française fut marquée par d'interminables problèmes de succession auxquels s'ajoutait la menace de la France de Louis XIV. Bientôt la perspective de l'extinction de la maison d'Orléans-Longueville suscita toutes sortes d'intrigues et de manoeuvres préparatoires en vue de capter leur héritage neuchâtelois.

La dernière des Orléans-Longueville, la duchesse Marie de Nemours mourut en 1707. S'ouvrit alors un „procès“ d'une rare complexité, aboutissement d'une controverse engagée en fait depuis plusieurs années, imbroglio juridique qui mit aux prises pas moins de vingt-cinq prétendants, pour aboutir à la désignation, par les Trois-Etats, de Frédéric 1er, roi de ou plutôt *en* Prusse, comme prince de Neuchâtel.

Pour être comprise, l'étrangeté apparente de cette décision, résultat d'une convergence de facteurs multiples, doit être replacée dans son contexte diplomatique et géopolitique international⁶.

Il faut tout d'abord, comme vient de le faire, dans une thèse récente, l'historien du droit Adrian Bachmann⁷, considérer le cas de Neuchâtel comme une des manifestations des aspirations de l'électeur de Brandebourg à recueillir la succession de la maison d'Orange. Dès la fin des années 1680, des juristes mandatés sont au travail pour fonder, par le détour généalogique de la suzeraineté déchue des Chalon-Arlay, les droits des Hohenzollern sur Neuchâtel.

Le choix de 1707 s'opère par ailleurs en pleine guerre de Succession d'Espagne. La participation de l'Electeur à la lutte aux côtés des alliés prévoyait en retour un soutien de l'Empereur dans la question de la succession d'Orange, et dès 1704, par le *Subsidienvvertrag* anglo-prussien, l'exclusion d'une paix entre les alliés et la France avant le triomphe des prétentions prussiennes sur Neuchâtel.

Louis XIV restait en 1707, malgré les revers qu'il avait subis, le monarque le plus puissant d'Europe. La désignation d'un des nombreux prétendants français - dont le dossier était plus solide sur le plan généalogique - aurait exposé au gros danger de mettre la France en état de contrôler ou d'absorber la principauté. Les réticences neuchâtelaises et helvétiques vis-à-vis de Louis XIV s'expliquent aussi par la politique confessionnelle du Roi-Soleil; la Révocation de l'Edit de Nantes en 1685 avait singulièrement refroidi les relations entre la France et la Suisse réformée.

Pour une partie du Corps helvétique, pour Berne surtout, la perspective d'une solution prussienne était séduisante: pendant des siècles Neuchâtel avait joué le rôle de protection stratégique de l'Etat bernois; ce rôle était menacé et avec lui la zone d'influence bernoise en Suisse occidentale, face à Louis XIV. L'attribution de Neuchâtel à un ennemi du roi de France, contre lequel il devenait de plus en plus illusoire d'espérer résister seul, paraissait une excellente opération. Les Bernois, soutenus par la Suisse réformée, ne ménagèrent pas leur efforts pour son succès.

6 Je m'inspire ici, notamment, de l'analyse de Louis-Edouard Roulet, dans: Rémy Scheurer/Louis-Edouard Roulet/Jean Courvoisier, *Histoire du Conseil d'Etat neuchâtelais. Des origines à 1945*, Neuchâtel 1987, pp. 99-102.

7 Bachmann, op. cit.

A Neuchâtel, pour les mêmes raisons (la peur de la France), un large consensus s'est peu à peu dessiné dans les milieux gouvernementaux, mais aussi, dans la mesure où cela est perceptible, dans une bonne partie de la population elle-même. L'option Hohenzollern avait d'autres atouts sur lesquels la propagande prussienne sut bien mettre l'accent: elle rétablissait la communauté confessionnelle avec le nouveau prince, elle éloignait géographiquement le centre de la souveraineté et rapprochait les Neuchâtelois de la Confédération, dans la perspective d'une future admission de la principauté au rang de canton et non plus d'allié indirect, objectif déjà vainement recherché au XVII^e siècle.

La décision de novembre 1707, prise par le tribunal des Trois-Etats (on parle alors de „sentence souveraine“), est une indéniable et intéressante manifestation d'autonomie - même compte tenu des méthodes d'influence très combatives de la propagande prussienne, notamment des pots-de-vin généreusement versés⁸. En écartant délibérément, malgré les protestations et bientôt les menaces françaises, les parents les plus proches de la duchesse de Nemours au profit des Hohenzollern, l'oligarchie neuchâteloise démontrait habilement son opiniâtreté à conserver la maîtrise du destin du pays - et bien sûr à garder les avantages du contrôle interne de la principauté.

L'habileté des Neuchâtelois apparaît dans les conditions décisives de l'attribution.

Déjà au stade des pourparlers antérieurs au „procès“, les négociateurs prussiens, et surtout le comte Ernst von Metternich, avaient fait toutes sortes de promesses: si le roi de Prusse était désigné, la principauté, entre autres bienfaits, serait gérée dans le strict respect des franchises et libertés acquises anciennement ou, plus récemment, sous les dynastes français, ainsi que des coutumes „écrites et non écrites“. Perspective alléchante dont le réalisme était conforté par la distance géographique entre Neuchâtel et Berlin. La promesse formelle de conserver la principauté „dans toute son indépendance, inaliénabilité et indivisibilité⁹“, (Unabhängigkeit, Unveräusserlichkeit, Unteilbarkeit), sans que le roi ou ses successeurs puissent la donner en apanage ou en fief à qui que ce soit, avait été aussi faite avant la décision des Trois-Etats du 3 novembre 1707, laquelle reprenait explicitement l'essentiel de ces engagements formels¹⁰.

8 Sur ce point: Arthur Piaget, *Histoire de la Révolution neuchâteloise*, t.1, *Introduction*, Neuchâtel 1909, pp. 65-101, et la mise au point de Bachmann, op. cit., pp. 244-293 („Die individuelle Ebene: Korruption“).

9 „Déclaration de Metternich du 31 octobre 1707“, dans: Jonas Boyve, *Annales historiques du comté de Neuchâtel et Valangin*, Berne-Neuchâtel 1859, vol. 5, p.361.

10 „Sentence d'investiture du 3 novembre 1707“, dans: Jonas Boyve, op. cit., ibid., pp. 373-376.

Plus précisément, dans la phase des négociations, le roi avait d'avance accepté un texte soumis à ses négociateurs via le Conseil d'Etat, par l'ensemble des „communautés“ (villes et villages) et des „corps de l'Etat“ (les quatre bourgeoisies et l'assemblée des pasteurs), soit les neuf „Articles généraux“, dont les principaux imposaient la tolérance religieuse, l'obligation pour tous les officiers et fonctionnaires d'être sujets neuchâtelois (soit la conservation de la hiérarchie interne établie), la reconnaissance de la neutralité du pays qui ne pourrait être entraîné dans une guerre qui ne le toucherait pas directement, mais concernerait seulement d'autres Etats prussiens, la liberté pour les Neuchâtelois de voyager et de s'engager dans toute armée qui ne serait pas en guerre avec le roi¹¹.

C'était un acte de nature disons „para-constitutionnelle“, non pas octroyé par le futur souverain mais accepté par lui (comme par d'autres prétendants du reste), qui confirmait et amplifiait les libertés acquises au fil des siècles.

Ajoutons que, toujours à la faveur de l'interrègne de 1707, les deux principales bourgeoisies du pays, puissants groupes de pression, obtinrent elles aussi leurs „Articles particuliers“, qui sanctionnaient l'essentiel des privilèges corporatifs jadis arrachés par elles au pouvoir comtal¹².

Ainsi l'existence de cette triple base juridique du nouveau régime, de ce *contrat de pouvoir*, explique-t-elle que jamais la principauté n'a été, ni en droit ni en fait, une véritable „province“ prussienne parmi les nombreuses possessions des Hohenzollern. Elle était liée d'une manière personnelle au roi, par des rapports politiques et juridiques qui lui garantissaient une grande autonomie.

En conclusion, je soulignerai quatre aspects essentiels des modalités de la succession de 1707:

1. Neuchâtel n'est certes qu'un exemple des territoires où les incertitudes de la succession du souverain, en l'absence d'un droit reconnu, ont déclenché une compétition entre *Fürstenstaaten* rassembleurs de titres, notamment pour des raisons de prestige; mais, comme l'a bien montré Adrian Bachmann¹³, jamais autant qu'à Neuchâtel, où l'absolutisme n'a pas pris pied, les corps constitués, les ordres locaux n'ont participé à ce point à la décision.

2. Car le rattachement indirect à la Prusse a bien été souhaité par les responsables politiques neuchâtelois, qui ont formellement pris la décision de la dévolution.

11 „Articles généraux dressés et proposés au nom et de la part de tous les Corps et Communautés de la Principauté de Neuchâtel et Valangin“, dans: Boyve, op. cit., ibid., pp. 232-234.

12 Boyve, op. cit., ibid., pp.237-240 (Neuchâtel); de Tribolet, *Histoire de Neuchâtel et Valangin...*, op. cit., pp. 46-47 (Valangin).

13 Bachmann, op. cit., notamment pp. 437-458.

3. Ce rattachement n'a par ailleurs pas porté atteinte définitive aux principales relations helvétiques du pays, en dépit de difficultés qui seront évoquées plus bas.

4. Enfin, conformément aux grandes lignes du contrat de pouvoir de 1707, l'administration prussienne à ses débuts ne s'est pas lancée dans une tentative d'annexion directe, de contrôle accru de cet îlot „prussien“ en terre romane.

* * *

Avant de voir le nouveau régime à l'oeuvre, un mot sur l'arrière-plan diplomatique séculaire s'impose.

Malgré l'irritation de Louis XIV après la dévolution de 1707, ses énergiques protestations et les menaces qu'il fit planer sur la principauté, celle-ci échappa à des hostilités qui lui eussent probablement coûté très cher. L'affaire de 1707 eut pourtant de graves et durables conséquences en l'éloignant de la France pour tout le siècle, sur le plan diplomatique, alors qu'elle ne cesse de s'en rapprocher sur les plans culturel et économique. C'est ainsi que lors du traité franco-suisse de 1708, relatif à Neuchâtel, le pays, momentanément neutralisé, ne fut pas réellement admis aux côtés des Cantons, et pas davantage lors du dernier renouvellement de l'alliance franco-suisse en 1777. Pourtant les dirigeants neuchâtelois, soutenus par Berlin, ne ménageaient pas leurs efforts pour améliorer une position que ni l'alliance partielle et fragile avec une Confédération politiquement décadente et désunie, ni la lointaine et parfois dangereuse protection de la Prusse ne suffisaient à rendre assez sûre à leurs yeux.

Le lien helvétique en effet, dès le début du siècle, était devenu objectivement ténu; par sa participation à la guerre civile à base religieuse qui déchira la Suisse en 1712, Neuchâtel, qui avait ainsi honoré sa combourgeoisie avec Berne et avait contribué aux hostilités du côté protestant - conformément du reste aux vœux de Frédéric Ier -, avait rompu avec la Suisse catholique, déjà consternée par le résultat du procès de 1707. Ce n'est que bien plus tard et très partiellement que la principauté se rapprochera à nouveau de certains cantons catholiques. Mais l'épisode empêcha l'accession de Neuchâtel au rang de canton suisse, les catholiques s'y opposant très constamment. Or la volonté de devenir un canton domine l'histoire des relations extérieures de la principauté à cette époque. Le siècle est imprégné d'un „helvétisme“ très populaire et recherché par la diplomatie. Il s'agit là de l'expression d'une proximité géographique naturelle avec la Suisse, mais aussi d'une affinité économique et humaine, à une époque de forte immigration helvétique dans la principauté.

Les débuts de la Révolution française et l'éclatement de la guerre de la Première Coalition au printemps 1792 virent un succès important de la politique helvétique de Neuchâtel, qui fut alors englobée dans la déclaration de neutralité

de la Confédération, donc assimilée au territoire suisse. Inclusion d'autant plus précieuse que la Prusse n'allait pas tarder à entrer en guerre, événement qui mit la principauté dans une situation particulièrement délicate. Ce fut le moment pour le Conseil d'Etat, avec la bénédiction de Berlin, de piqueter la frontière d'écriteaux indiquant: „Territoire suisse“. La neutralité suisse, et donc neuchâteloise, fut tant bien que mal respectée jusqu'à l'invasion française en Suisse de 1798. Non moins heureusement pour la principauté, ce fut alors son statut prussien qui la préserva d'être elle-même envahie, la Prusse étant en paix avec la France depuis le Traité de Bâle signé en 1795. On planta alors de nouvelles pancartes aux frontières: „Territoire prussien“!

Mais la disparition de la Confédération, remplacée par la très instable République helvétique vassale de la France, modifiait profondément l'horizon diplomatique de la principauté, qui sut cependant s'adapter à cette situation nouvelle, grâce à la paix franco-prussienne, grâce à une situation interne restée calme en dépit de troubles d'inspiration révolutionnaire dans une partie de la principauté, grâce enfin au désir de la République helvétique, puis dès 1803 de la Confédération suisse remodelée par Bonaparte, d'améliorer ses rapports avec la Prusse pour tenter d'atténuer le poids du joug français. Malgré des projets de cession de Neuchâtel à la France dès 1801 ou 1802, ce ne fut qu'en décembre 1805, par le traité de Schönbrunn, après Austerlitz, que Frédéric-Guillaume III abandonna à Napoléon sa principauté helvétique, cession qui accompagnait celle du duché de Clèves et du marquisat d'Ansbach à la Bavière, pertes territoriales compensées par l'acquisition du Hanovre provisoirement abandonné par la France. Le traité de Paris, en février 1806, sanctionna cet échange¹⁴. Le réalisme politique l'emportait sur les engagements neuchâtelois du souverain prussien: Frédéric-Guillaume III violait en effet formellement les promesses de 1707 relatives à l'inaliénabilité de la principauté, attitude qui ne sera jamais admise à Neuchâtel.

* * *

Quelle ont été maintenant les grandes lignes des modalités des relations entre Berlin et Neuchâtel, dans la pratique politico-administrative du XVIII^e siècle ?

En fait, il n'y eut en 1707 et dans les premières années du nouveau régime aucune innovation administrative marquante, en dépit de changements personnels et de la création de quelques nouveaux offices, en dépit aussi de l'attention particulière portée par l'administration centrale aux modalités de la gestion financière de l'Etat. Les instruments administratifs locaux furent conservés intacts.

14 Jean Courvoisier, *Le maréchal Berthier et sa principauté de Neuchâtel (1806-1814)*, Neuchâtel 1959.

Dans les grandes lignes, ces remarques valent pour tout le siècle et peuvent étonner si l'on pense à l'action réformatrice des souverains prussiens. On rencontre certes sous Frédéric-Guillaume Ier et surtout sous Frédéric II, des tentatives d'adaptation de certains usages neuchâtelois aux pratiques prussiennes, mais avec de maigres résultats; l'essentiel des spécificités ou des archaïsmes institutionnels neuchâtelois fut maintenu durant tout le siècle.

La conception prussienne de la gestion neuchâteloise fut globalement définie dès 1709 dans un règlement à l'usage du Conseil d'Etat, définissant les tâches et les compétences du gouvernement¹⁵ -exclusivement formé de sujets neuchâtelois et maître de la plus grande partie de la gestion sous inspection de l'administration centrale.

Il est tout d'abord question de l'exercice du pouvoir et surtout de ses limites; car, dit le roi, „il faut que le Conseil d'Etat ait toujours devant les yeux que l'Etat de Neuchâtel est un Etat monarchique, à la vérité, mais que pourtant il en faut accommoder le gouvernement autant que cela se peut au Génie de la Nation“; le caractère „juste et équitable“ du régime doit être constamment imprimé dans l'esprit du peuple neuchâtelois¹⁶. Les membres du gouvernement doivent lutter contre les abus, corruptions et déviations dommageables à la pureté des intentions du souverain; ils doivent aussi se renseigner précisément sur les lois et les coutumes et ont vis-à-vis de Berlin un devoir d'information exacte et rapide.

Un cahier des charges précise la nature des compétences gouvernementales; la principale limitation concerne les contentieux pouvant surgir entre ou avec les corps constitués de la principauté; dans ces cas-là le Conseil doit rester neutre et transmettre à Berlin, qui décidera, dans le respect absolu des Articles généraux.

Enfin suit une définition intéressante des principes de la politique extérieure: au coeur, la nécessité „de mettre dans le plus grand jour et d'établir cette vérité que l'Etat de Neuchâtel fait partie de la Suisse et est un véritable membre du Corps Helvétique“; en conséquence, la continuité de la politique helvétique neuchâteloise est proclamée; il s'agit de maintenir des relations aussi bonnes que possible avec les cantons, Berne en particulier. Il n'y a donc aucune incompatibilité entre l'appartenance prussienne et l'attraction helvétique, aux yeux du souverain, qui saisit parfaitement l'importance et l'intérêt des relations helvétiques pour la défense et la prospérité de sa principauté.

S'opère ainsi dès 1707 un rapprochement entre les conceptions et les objectifs du prince et de ses sujets, entre lesquels il n'y a pas initialement de rapports

15 „Devoirs et Maximes Générales pour le Conseil d'Etat et pour les conseillers qui le composent“, du 10 juin 1709, publiés par Jules Jeanjaquet, dans: *Musée neuchâtelois*, 1915, pp. 37-44. L'analyse qui suit s'inspire notamment de Louis-Edouard Roulet, dans: *Histoire du Conseil d'Etat...*, op. cit., pp. 104-106.

16 Article 21, Jeanjaquet, op. cit., p. 41.